

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene  
Petitzelle 1 Rgr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an.

**Abend-**



**Zeitung.**

**Fünfunddreißigster Jahrgang.**

Neue Folge

Erster Jahrgang.

**No. 9.**

Donnerstag, am 13. März.

**1851.**

**Valerie.**

Von Hermine Bohde.

(Fortsetzung.)

3.

„Was mir gefehlt, hab' ich in Dir gefunden,  
Mein Wesen fühlt' ich in Dir untergehen,  
Die ganze Welt durch dich aus meinem Blick  
entschwunden.“  
Byron.

In dem Kurgarten war der Sammelplatz für die kleine Gesellschaft bestimmt. Noch hatte es nicht 1 Uhr geschlagen, als der General v. Millendorf mit dem Hofrath Leiner in der Allee auf- und abgingen, um diejenigen begrüßen zu können, die ihre Einladung nach Schloß Primberg angenommen hatten. Es wahrte nicht lange, als Alle bis auf den Erbprinzen und den Fürsten v. E. versammelt waren; schon blickte das Auge des Generals etwas ungeduldig in die Gegend, von wo die hohen Herren nahen mußten; als auf entgegengesetztem Wege dieselben, der Erbprinz auf einem schönen Mohrenkopf, der Fürst auf einem herrlichen Braunen, herangesprengt kamen und der Gesellschaft ihre Hochachtung bezeugten.

Auf dem Fahrweg, der hinter dem Marktflecken Euredorf allmählig den Berg hinabführt, nahte der

Erbprinz dem Wagen, worin die Landrathin Drosti, Ludmilla, Valerie und Elfriede saßen; sein schöner, stolzer Mohrenkopf ging mit sicherem Schritt und wie tanzend den Berg hinan, der Erbprinz eine Frage von Valerie beantwortend, hielt den Zügel seines Pferdes etwas leichter wie gewöhnlich, das feurige Ross, kaum seine Kraft fühlend, erhob sich in gewandten Courbetten und entfährte mit einem Satz den Erbprinzen seiner Umgebung, und ihn die Höhe hinan, als wolle es zeigen, daß für sein feuriges Blut dieser Schneckengang nicht gezieme.

Ein Schrei der Angst entfloß dem Munde der Damen, dadurch noch mehr gesteigert, erkannte das Pferd des Erbprinzen in seiner erregten Kraft, nicht die Macht des Zügels, sondern dann erst war es wieder still und sanft, wie es seinen Willen ausgeführt und den Erbprinzen an den Ort seiner Bestimmung gebracht hatte. Dem Erbprinzen war trotz der brausenden Kraft seines Mohrenkopfes der Schrei nicht entgangen, der den Lippen der Damen entflohen war, und er bildete den Faden für eine fernere Zusammenkunft.

Mit jener ritterlichen Weise, die dem Erbprinzen eigen war, nahte er den Gliedern, die eine Kette mit ihm heut bildeten und als in besorgter Weise

die Herren fragten, ob ihm kein Unfall begegnet sei, dankte er zuerst für ihre Freundlichkeit, und versicherte dann, daß dadurch nur sein Wunsch erfüllt sei, sie Alle hier auf seinem erwählten Territoire als Wirth empfangen zu können."

Seine schon im Voraus entsendeten Lakaien servirten mit Hilfe des Doctors Reinhard die bereitete Erquickung, nach deren Genuß die kleine Gesellschaft sich erhob, um in verschiedenen Abtheilungen, je nachdem Neigung oder Uebereinstimmung der Ansichten sie zusammenführte, das lebende Panorama zu bewundern. Während die ältern Damen den noch stehenden Ruinen ihre Aufmerksamkeit weihten, wandten die Jüngern, geleitet von den Herren, der Fernsicht von Bergen ihre Aufmerksamkeit zu, die ihre Augen fesselten. Der Erbprinz leitete mit sicherer Hand die hocherröthende Valerie auf einen freien Vorsprung des Berges, der zu einer schützenden Laube für der Sonne heiße Glut von dem Pächter der Ruinen durch Geißblatt gezogen war, um von dort die Aussicht auf die üppigen Fluren des Saalthales zu genießen.

Ludmilla, die an dem Arme von Elfriede v. Leiner promenirte, sah mit den Blicken der innigsten Liebe den sie begleitenden Lubzynska an. Der Doctor Reinhard, dem die Stunde der Liebe schon manchmal geschlagen hatte, ohne daß sie ihm das ersehnte Herz gesichert hätte, erkannte bald, daß hier zwei Herzen für einander schlugen, und eingedenk wie angenehm Unbetheiligte dabei sind, schlug er einen schön geschlängelten Pfad von Ahornbäumen ein; dann, als electrifire ihn die feinen Augen sich darbietende Lage der reichen Weinberge, führte er schnell Elfriede zu diesem Prospect, und überließ die Liebenden sich selbst.

Mit hohem Erröthen gewahrte Valerie, daß das Auge des Erbprinzen forschend auf ihr ruhte, und als sie auf der Moosbank sich niedergelassen, und er neben ihr Platz nahm, übermannte sie eine hohe Verlegenheit, die ihr sonst nicht eigen war: sie mußte sich in ihrem Aeußeren, in dem Wechsel ihrer Farbe abspiegeln; denn der Erbprinz richtete mit Theilnahme die Frage an sie: „Mein Fräulein, ist Ihnen nnwohl?“

Purpurroth wurden bei dieser Frage des fürstlichen Herren ihre Wangen, und sie erwiderte leise:

„ein heftiger Zahnschmerz läßt mich zuweilen seine Herrschaft erkennen.“

Der Erbprinz konnte ein vielsagendes Lächeln, was in seinem Gesicht zu erkennen war, nicht ganz unterdrücken, und hob mit Jovialität an: „Sie sehen, mein Fräulein, so eigen nach den Ruinen des ehemaligen Benedictiner-Klosters Aura, als könnten Sie von ihnen erfahren, welche Seligkeiten seine Bewohner in ihren Räumen einst erkannt haben. Sie haben gewiß auch die Ahnung in sich schon aufgenommen, daß wir nie die erträumte Seligkeit da finden, wo wir sie suchen! daß uns aber weit eher dort eine Blume erblühet, wo wir keine Blüthe ahnten?“

„Ew. Hoheit erlauben gnädigst, bemerken zu dürfen: daß die Erfüllung der Pflichten, die wir einst als unser hohes und schönstes Ziel erkannten, dann, wenn diese Illusion vor unsern nüchtern gewordenen Blicken schwand, uns wenigstens mit dem Inneren Frieden stärken muß, dessen wir bedürfen, wenn Dornen, statt Rosen uns das Leben reicht!“

Der Erbprinz erfaßte schnell ihre kleine Hand sah sie wie prüfend an und sagte, während ein leiser Druck von ihm Valerien durch alle Glieder zuckte: „Sollte diese Hand bestimmt sein, von den scharfen Stacheln der Zukunft, verwundet zu werden?“

Valerie entnahm ihre Hand aus der seinen, stand rasch auf, und antwortete mit nicht ganz fester Stimme: „Ew. Hoheit wollen gnädigst die Beantwortung dieser Frage erlassen und gewähren, den Freundinnen mich anschließen zu können.“

Der Erbprinz trat ihr näher, sah ihr theilnehmend in die schönen Augen, und sprach in sanftem leisen Tone, denn er hörte Schritte von Nahenden: „Weichen Sie, mein Fräulein, so viel als möglich ist, den Dornen aus, die Ihren Pfad umhüllen wollen! Glauben Sie mir, die geistige Kraft einer Dame ist solch einem Feinde nicht gewachsen! Erliegen doch diesem Feinde die Männer nicht selten, und sind wir doch in dem Besiß so mancher Waffe, die Ihnen die Natur nicht reichen kann. „Ja, mein Fräulein,“ fuhr der Erbprinz mit ganz veränderter Stimme fort, denn schon waren die Nahenden dem Eingange der schattigen Laube nahe: „die Wuth des Bauernkrieges zerstörte auch dies schöne Schloß; sie mußten es zwar wieder auf-

bauen, doch wurde es im dreißigjährigen Kriege von den Schweden belagert, aber durch die Energie des Kommandanten Ebelin, der von der Festung Königshofee mit seinen Leuten sich hierher zurückgezogen hatte, erhalten. Wie aber das Vergängliche dem Wechsel der Zeit unterworfen ist, so wurde dieses Schloß im Jahre 1805 zum Abbruch verkauft."

Während dieser improvisirten Mittheilung war Ludmilla v. Wylnyzinska mit Herrn v. Lubzynska, der Doctor Reinhard mit Elfriede näher getreten; der Erbprinz machte Valerien eine stumme leichte Verbeugung und trat den Herren entgegen, und richtete mit ihnen seine Aufmerksamkeit auf die Kuppen der Röhn, die malerisch die umliegenden Burgen einschließen, sowie die walbigen Anhöhen des Spessarts dem romantischen Gemälde den Schatten reichten.

Kaum hatte bei der Nachhausekunft vom Schloß Primberg Valerie ihr Gemach betreten, als ihr auf der Console ein Brief entgegen leuchtete, dessen Schriftzüge bei der Erblickung desselben ihr das Blut in die Wangen drängte.

Sie setzte sich schnell auf das Sopha, nahm ihn in die Hand, wollte ihn erbrechen, doch hielt sie ein eignes Gefühl davon ab; da vernahm sie die nahenden Schritte ihrer Mutter, die der Landrätthin Droßki, und in einem Moment hatte sie das Siegel gelöst, und war in anscheinend tiefem Lesen versenkt, als die Genannten das Zimmer betraten.

"Der Postillon d'amour hat Dich, liebe Valerie, wohl mit einer Gabe der Liebe bedacht?" fragte die eintretende Landrätthin Droßki launig.

"Du hast gut gerathen, Tantchen," sagte mit erzwungener Heiterkeit Valerie: "Eberhard hat mit einem vier Seiten langen Brief gesendet."

"Der Inhalt war wohl so poetischer Natur, wie der Name Eberhard? Kind," fuhr die Landrätthin mit ironischem Tone fort: "Ich kann in Wahrheit nicht gut fassen, wie Du den sonst guten Assessor schon um des Namens willen lieben kannst. Eberhard! ein ominöser Name. Frau Assessor Eberhard! Mein Valerie, wenn ich mit diesen Namen so recht analysire, so tritt die Prosa Deines künftigen Lebens in nüchternen Farben vor meine ahnende Seele, und ich könnte wünschen, Du hättest den Assessor nie kennen gelernt."

"Dieses Urtheil liebe Tante über meinen Verlobten, finde ich um seines Namens willen doch zu hart, und ich bitte Dich, die Zukunft meines Lebens Dir mit keinem trüben Licht betrachten zu wollen. Ich habe Julius mit Bewilligung meiner Eltern meine Hand, meine Treue gelobt und werde in seinem Glück auch gewiß das meinige finden."

Die Kommerzienträtthin hatte während dieser kleinen Debatte sich an das Fenster gelehnt und schaute zu demselben hinaus, auf einmal wandte sie sich rasch um, und sagte zur Landrätthin, "ein schöner Mann ist doch der Erbprinz, sieh nur, mit welcher imponirender Würde er neben dem kleinen Fürsten E. daherschreitet; ob er nur grüßen wird?"

"Welche Frage," sagte lächelnd die Landrätthin: "sieh nur, sein Falkenauge hat die Mutter seiner schönen Partnerin auf Schloß Primberg schon erspähet."

Wider Willen richtete Valerie den schönen Kopf empor und eine leichte Röthe ward auf ihren Wangen sichtbar, als die Verneigung ihrer Mutter und der Landrätthin sie ahnen ließ, daß der Erbprinz dieselben durch einen Gruß erfreut hatte.

"Du hast Recht, liebe Lübeck," nahm die Landrätthin von den Fenstern zurücktretend, und auf dem Sopha neben Valerie Platz nehmend, das Wort: "der Erbprinz ist in Wahrheit ein schöner Mann. Seine blihenden braunen Augen, wie mögen die vor Seligkeit strahlen, wenn er zu dem Mädchen, das sein Herz gewonnen, sagt: „ich liebe Dich!“ wie freundlich mag sein Mund da lächeln und mit welchem Feuer mag dieser lieben?"

"Auch sein Name Adomar ist kein gewöhnlicher. Adomar und Eberhard, welche bedeutende Kluft liegt zwischen diesen Namen. Findest Du dies nicht auch!" mit diesen Worten wandte sie sich an Valerie.

Mit ernsten Blicken stand diese vom Sopha auf und sagte mit hohem Ernst: "Du hast vollkommen Recht, liebe Tante. Eine bedeutende Grenze zog eine höhere Hand auch in den Stellungen ihres Lebens. Jener, ein hochgeborener Fürstsohn, den Sorgen des Lebens fern gestellt; dieser, der Beamte seines hochherzigen Königs! Jener befiehlt! Dieser muß gehorchen. Willst Du, meine sonst so

gute Tante, mir während des Aufenthalts in Rifsingen nicht feindlich in den Weg treten, so bitte ich Dich stets erinnern zu wollen, daß Du mit jedem feindlichen Wort gegen Julius meinem Herzen wehe thust."

"Was das für alberne Worte eines thörichten Mädchens sind," nahm mit hartem Tone die Kommerzienrätthin das Wort: „die Tante hat ganz meine Dir schon oft ausgesprochene Meinung, daß ich in der Vereinigung mit dem Assessor kein Glück ersehe, nur wiederholt. Daß zu diesem Motiv mich nicht der launige Scherz meiner Schwester in Hinsicht seines Namens bestimmt, weißt Du; ich finde denn doch, daß Du Ansprüche auf eine andere Stellung zu machen hast, als welche Dir an der Seite des Eberhard entgegenblüht!"

"Es thut meinem kindlichen Herzen unendlich Wehe, die Erfahrung machen zu müssen, daß das Wort Deiner Zustimmung zu dem künftigen ehelichen Bunde mit Julius Dich gereuet. Bedenke aber, liebe Mutter, daß ein Wort der Treue aus dem Munde des Mädchens seiner Wahl und ihre Eltern, die sichere Bürgschaft ihm sein muß, auf ihr sein künftiges häusliches Glück zu bauen. Julius baut darauf; ich werde mit meinem Willen ihn nicht in seiner Hoffnung täuschen."

Mit diesen Worten setzte sich Valerie, um jedem ferneren Gespräch ausweichen zu können, an das Pianoforte. In düsteren melancholischen Accorden ergoß sich ihr gereiztes Gefühl, dann ging sie in ein sanftes, wehmüthiges Vorspiel über, aus dem mit hellen Accorden von ihrer Sopranstimme begleitet, das Lied von Feiligrath sich entwickelte:

O lieb' so lang Du lieben kannst ic.

Mit einem bedeutenden Lächeln sah die Kommerzienrätthin ihre Schwester, die Landrätthin, an, und sagte mit Accent: „Valerie kam mir in dieser Disposition gegen mich, wie ein gewandter Diplomat vor, der dem Gegner nicht eine bestimmte Bejahung seiner Wünsche reicht, aber die offen gelassenen Wege ihn erkennen läßt, worin er zu dem Ziel seiner Wünsche gelangen kann. — —

Dem heiteren satyrischen Fürsten von E. war die Aufmerksamkeit nicht entgangen, die der Erbprinz Adomar v. L. der schönen Valerie Lübeck bei dem Ausflug nach Schloß Primberg geweiht hatte, dann seine fernere Annäherung an dieselbe, die die eitle

hoffärtige Kommerzienrätthin auf alle Weise begünstigte. Er hielt dies für ein angenehmes Spiel der Saison. Und in dieser humoristischen Ansicht trat er an einem schönen heiteren Morgen in das Gemach des Erbprinzen, als dieser eben von der Promenade des Brunnentrinkens heimgekehrt war und in stillem Sinnen verloren auf seinem Divan ruhte. —

„Stör' ich, lieber Vetter?" rief er dem Erbprinzen entgegen, als dieser bei seinem Eintritt rasch von demselben aufstand.

„Nicht im geringsten; lieber Leopold, willst Du nicht Platz nehmen," war die ruhige Antwort des Erbprinzen.

„Ich hatte wohl die Absicht, mit Dir ein vertrauliches Stündchen plaudern zu wollen, wenn die Befürchtung in mir nur nicht zur Wahrheit sich gestalten wollte," war die heitere Entgegnung des jungen Fürsten.

„Wie meinst Du das?" fragte mit sichtlich erregung der Erbprinz.

„Ganz einfach. Du hast wie ich und sämtliche Kurgäste die Wahrnehmung gewonnen haben, Dein Herz Valerie Lübeck für diese Saison zugewandt. Es ist dies ein stets gefährliches Beispiel; wer kann immer des Sieges seines Herzens gewiß sein, um im Voraus diesem die Aufgabe stellen zu können, sich in späterer Zeit, nach Verlauf einiger Wochen, bloß mit der Erinnerung daran sich begnügen können."

„Und wer sagt Dir denn," fragte der Erbprinz mit leuchtenden Augen „daß das Gefühl der Liebe so schnell in meinem Herzen erlöschen wird? Glaubst Du, wenn das Gefühl der Liebe in meinem Herzen erwacht ist, könne ich die Empfindungen derselben, wie der Finanzmann den Cours der Börse, bestimmen?"

„Aber mein Gott, lieber Adomar," fragte erstaunt Fürst Leopold und setzte sich in gemüthlicher Weise neben ihn auf den Divan; „an ein ernstes Verhältniß kannst Du doch mit dem Fräulein Valerie als Erbprinz ja nicht denken? Ich lasse mir so eine Liebelei als Passe-temps für eine kurze Zeit zur Veränderung unserer engen Fesseln wohl gefallen; aber auch für weiter Nichts."

„So, trägst Du das Vorurtheil der früheren Zeit noch in Deinem Herzen, wo unser hochgebore-

ner Stand dazu verdammt war, der Liebe und ihrer Seligkeit entsagen zu müssen?" fragte mit Bitterkeit der Erbprinz.

„Entsagen! wer sagt denn das? Nein! mein lieber Adomar, dem Stoicismus habe ich nie ein Recht über mein Herz eingeräumt, und werde dieses Princip als das Motiv meines Lebens nicht erwählen! Aber, eben so wenig werde ich dem Gefühl der Liebelei die Vorrechte meines Standes zum Opfer bringen. Beide Impulse können nun bei uns, die auf einen höhern Standpunkt von einer gütigen Vorsehung gestellt sind, vereint, nie das Glück, oder nenne es die Forderung der Geburt an uns, begründen; aber in getrennten Banden kann die Liebe uns beglücken, wenn die Kälte des Formellen das Herz in der Brust erstarren macht. Da," sagte der Fürst mit hohem Feuer „ist es dem Gefühle des Herzens erlaubt, in dem Lauschen und Ländeln der Liebe zu fühlen, daß auch wir wie Neugeborene, und gleich dem ärmsten Mann unseres Landes das Bewußtsein in uns tragen: daß ein liebendes Wesen, dessen Glück und Seligkeit wir sind, uns entschädigt, wenn die Dornen unseres Standes zu Automaten uns erkalten wollen. Sieh, das ist das Princip lieber Better, welches ich für mein Leben mir erwählt habe. Glückselig in voller Bedeutung können wir auf dem Höhepunkt nie werden, zu dem von einer höhern Hand wir berufen sind, dies liegt in dem Reich der Unmöglichkeit, in den Schranken der Politik. Wie aber jedes, auch noch so unbedeutende Individuum von dem allmächtigen Schöpfer zu seinem Schutz Waffen erhielt, um nicht wehrlos in einem Kampfe zu unterliegen, so werde auch ich in dem von mir erwählten Motiv die Rose mit erblühen lassen, wenn gleich sie unter Dornen entgegenblüht. Aber ohne Kampf kein Sieg," endete er heiter.

Während dieser Mittheilung war der Erbprinz stillschweigend in dem Zimmer mit verschränkten Armen auf und abgegangen, bei den letzten Worten des Fürsten v. E. blieb er vor demselben stehen, und sagte mit Betonung: „Diese Deine Ansicht, Leopold, theile ich nicht. Mir wohl bewußt, welche Forderung das Erbe meiner Vorfahren, die Unterthanen des Landes an mich machen haben, werde

ich mit aller Kraft meines Geistes das Glück derselben zu fördern und zu sichern suchen; aber, was mein häusliches Glück betrifft, das werde ich nicht der Politik meines Landes opfern, sondern mir erwählen und bestimmen, wie ich es für das von mir ersehnte Ziel erkenne. Valerie, das Mädchen, das ich von ganzer Seele liebe, steht mir viel zu hoch, als daß ich, sei mir nicht böse lieber Better, die Rose in ihr erkennen sollte, die unter Dornen mir entgegenblüht!"

## 4.

Am Morgen des Lebens hängt die Liebe, blühend und glänzend, als eine rosenrothe Aurora am Himmel; tritt nicht in die glimmende Wolke! sie besteht aus Nebel und Thränen.

Jean Paul.

Ein trüber, regniger Tag hatte die Kurgäste zum Großtentheil in den Kurtsaal vereint und dieselben, jenachdem Uebereinstimmung der Gemüther sie einte, in den verschiedenen Nebengemächern vertheilt. —

Nicht ohne innere Freude sah die Kommerzienrätthin ihre Tochter Valerie am Arm ihrer Schwester, der Landrätthin Drosti, in Begleitung des Erbprinzen in einem Nebengemach auf und abwandeln, und sie hätte vor ihrer Seele gern gewußt, was dieselbe bewog, sich auf das in dem Salon stehende Sopha zu setzen, um mit Ludmilla v. Wylmyzinska ein Gespräch anzuknüpfen, die dort von ihrem Vater beschützt in einem Kreis von Herren saß.

Raum hatte die Landrätthin Valerie verlassen, als der Erbprinz, der Umgebung eingedenk, mit der gleichgültigsten Miene sagte: „Es ist eine sehr schwere Aufgabe, mein Fräulein, wenn ein ersehnter Augenblick endlich erscheint, das, was tief in unserem Innern glüht, von hundert Augen bewacht, mit dem Mantel des Ceremoniell einhüllen zu müssen; darf ich hoffen, holde Valerie, daß Sie das Gefühl ahnen?"

Valerians Antlitz überflog eine leichte Röthe, und während sie den schönen Fächer mit den Rococo-Gemälden, als wollte sie eine Ansicht dem Erbprinzen zur Beurtheilung davon vorlegen, entblätterte, sagte sie mit leiser Stimme: „Wie könnte ich ahnen, was Ew. Hoheit fühlen!"

„Sollten Sie das nicht?“ fragte der Erbprinz mit accentuirendem Tone, und lenkte unwillkürlich im Laufe des Gesprächs, in ein anderes Zimmer, was nicht besucht war, und Valerie folgte ihm dahin, als müßte dies so sein: „Sollten Sie nicht erkannt haben, geliebtes Mädchen, daß die Stimme meines Herzens von Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer Schönheit erwacht ist?“

Valerie hatte bei diesen Worten ein leises Knistern von Fußritten vernommen, das von dem Erbprinzen in der Extase seiner Worte nicht gehört worden war, sie wandte leise den Kopf um, und blickte in die streng nach ihr forschenden Augen des Doctor Reinhard, der auf einen Moment in die offene Thüre trat.

Der Erbprinz, der einer Antwort von ihr entgegen zu sehen schien, fragte mit Feuer: „könnten Sie meinen Worten zürnen? mich verdammen, daß ich die Gefühle meiner Brust, die mich beseligen, in Worte bekleide?“ er faßte ihre Hand und sah ihr liebend in die Augen.

Sanft entzog Valerie ihm dieselbe und sagte mit etwas unsicherer Stimme: „darf ich Ew. Hoheit nicht bitten in das andere Zimmer zurückzukehren? Man wird die Anwesenheit Ew. Hoheit vermiffen.“

„Ist dies die Antwort auf die Frage meines liebenden Herzens?“ fragte der Erbprinz erregt: „Grollen Sie mir, oder haben Sie keine Entgegnung für mich?“

Erröthend erhob Valerie ihre schönen von Glanz strahlenden Augen, und sagte nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit: „Ew. Hoheit erlassen gnädigst der verlobten Braut des Assessor Eberhard die Antwort auf diese Frage.“

Wie electrificirt war der Erbprinz bei diesen Worten, dann richtete er seine Augen mit vollem Feuer auf Valerie als wollte er dadurch ihr Innerstes ergründen, und sagte, als dieses Forschen ihm genügt: „Ich kann Den als einen Glücklichen bezeichnen, der dieses Herz als das Seinige erkennen darf; denn die Gewißheit einer rosenfarbenen Zukunft entgegensehen zu können, erhebt ihn zum Seligsten der Sterblichen!“ Ein vielsagender Blick sagte bei diesen Worten dem verwirren Mädchen, daß er mit seiner Beobachtung zufriedengestellt sei, er

wandte hierauf seine Schritte dem Nebengemach zu. Wie der Doctor Reinhard bei dem Eintreten in das Zimmer rasch ihnen entgegentrat, und nach einer Verbeugung gegen den Erbprinzen im Namen der Kurgäste an Valerie das Gesuch richtete: mit ihrem Gesange sein Spiel auf dem Pianoforte begleiten zu wollen; konnte dem ersten Beobachter es fast scheinen, als sei das Mädchen froh, durch diese Aufforderung einer weiteren Unterhaltung mit dem Erbprinzen enthoben zu sein, denn mit sichtlich heiteren Auge verneigte sie sich leicht und mit ungezwungener Anmuth vor demselben und folgte dem Ruf des ernstesten Doctors.

Während derselbe die Singpartie des erwählten Liedes ihr überreichte, sagte er mit Accent: „war ich in der Wahl des ausgewählten Stückes nicht glücklich, sympathisire ich in diesem Augenblick nicht mit den glockenreinen Accorden, die gewiß in Ihren Innern ertönen, so entschuldigen Sie mich in dem Gedanken, daß ein ferner Freund vor meiner Seele steht, dessen schön geträumte Zukunft in ein Nebelbild sich zu hüllen scheint.“ Leichenblässe hatte bei dieser leisen Bedeutung das schöne Colorit von Valeriens Wangen verdrängt, und als empfinde sie ihr Todesurtheil damit, nahm sie das Notenblatt in die Hand, und überschweifte mit einem Blick den Text des Liedes.

Es waren die trocknen Blumen von F. Schubert. Melancholische Accorde ertönten; sie wechselten mit rauschenden Uebergängen, zu dem sanfter klingenden Adagio ab, aus dem meisterhaft das Vorspiel zu der Composition der trocknen Blumen sich entwickelte; und mit leiser Stimme begann Valerie:

Ihr Blümlein alle,  
Die sie mir gab,  
Guch soll man legen  
Mit mir ins Grab.

Ihr Blümlein alle,  
Wie weß! wie blaß!  
Ihr Blümlein alle,  
Warum so naß?

Und wenn sie wandelt  
Am Hügel vorbei  
Und denket im Herzen:  
„Der meinet es treu!“ —

Ihr Blümlein alle  
Heraus! heraus!  
Der Mai ist gekommen,  
Der Winter ist aus!

Mit der größten Fassung, die ihr zu Gebote stand, sang Valerie mit Gefühlen, die nur die mit ihren Verhältnissen Eingeweihte beurtheilen konnten, diese Piece; und als sie der Doctor zu ihrem Platz geleitete und mit dem Recht eines älteren Freundes hinter ihrem Stuhle stehen blieb, und sie in ein Gespräch verknüpfte, erkannte er an dem Wehen ihrer Stimme, daß sie für die Mahnung ihrer Brust noch nicht erstorben war.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Altarbild.

Erzählung von Georg Horn.

(Fortsetzung.)

Diese Worte waren mit so großer Ueberzeugung, mit so viel Wärme für den Gegenstand und zugleich mit so liebenswürdiger Freundlichkeit gesprochen, daß die Damen, anstatt vorzüglich wegen der letzten Worte unangenehm berührt zu sein, in denen doch eine bündige Widerlegung ihres Ausspruches enthalten war, Elfriden die Hände boten und sie baten, ihnen nicht zu zürnen, wenn sie mit ihren so fest gegründeten Ansichten ihrem geläuterten Kunstsinne so ungeschickt in den Weg getreten wären.

„In diesem Sinne weise ich Ihren Händedruck zurück, bei mir bedarf es nicht des Zeichens der Versöhnung, warum sollte ich zürnen? Nur den Händedruck der Liebe und Freundschaft nehme ich an.“

„Es sei“ riefen alle in einem Tone, ihre Hände ergreifend.

Doch wir würden es uns nie verzeihen, Sie in Ihren Studien zu lange zu stören. Wir verlassen Sie. Auf Wiedersehen im Gesellschaftszimmer.“

„Ich werde dort sein,“ erwiderte Elfride mit herzlichen Abschiedsgrüßen.

Als die Damen sich entfernt hatten, fuhr Elfride an ihrer Zeichnung fort. Nach wenigen Augenblicken drangen leise klagende Töne einer Violine an ihr Ohr. Sie ließ die Bleifeder sinken und lauschte den Tönen, die schwach, gleich bangen Seufzern durch das von einem Lüftchen bewegte Laub zitterten, dann anschwellend und in volleren stärkeren Klängen aus den bewegten, wehmüthigen Stimmen

in tröstende, beruhigende Accorde übergingen. Die Klänge schwebten näher, dann schwiegen sie gänzlich. Am Eingange des Gemäuers zeigte sich jetzt eine mit grober Leinwand bekleidete männliche Gestalt, die in einer Hand eine abgegriffene Violine nebst einem Bogen hielt, während die andere im Weitergehen an den Wänden forschend umhertastete. Als sie an einer niedern Stelle der breiten Mauer einen geeigneten Sitz gefunden zu haben schien, setzte sie sich nieder und begaun von Neuem den rührenden Klagegesang der Violine anzustimmen. Elfride schauderte, als sie bei genauer Beobachtung erkannte, daß der Jüngling blind sei, und sie die ungeheuere Tiefe, die unter der Mauer ihren jähen Schlund öffnete, bei sich in Erwägung brachte. Eine Thräne, die ihr der Gedanke an das Unglück des Blinden entlockte, fiel auf die Zeichnung.

Sie faßte ihn jetzt näher ins Auge, dies abgemagerte, bleiche Gesicht, mit den matten grauen Augäpfeln, die versiegten Quellen glichen, war in feinen, weichen Linien gezeichnet, und trug einen tiefen Ausdruck von sanfter Güte und erhabener Resignation des Herzens. Doch zu gleicher Zeit mit diesen Beobachtungen erkannte sie die Gefahr für den Blinden, und eben wollte sie sich erheben und ihn auf das Gefährliche seines Platzes aufmerksam machen, als jener langsam seinen Sitz verließ und in die Gegend von Elfriden's Platz seine Schritte richtete. In der Entfernung von einigen Schritten blieb er vor ihr stehen. Sein Gesicht war gegen sie hingewandt und mit den langen, beinahe durchsichtigen Händen rieb er sich die Augen, wie wenn er einen lichten ihm wohlthuenden Schimmer als ihn täuschend vertreiben, oder sich davon als gewiß überzeugen wollte.

„Ich sehe“ begann er halblaut — „eine Farbe, die ein Licht aus der Welt mir in die Seele fallen läßt. O wie thut mir diese Farbe wohl.“

„Sie haben doch einen Schimmer von den Sie umgebenden Gegenständen;“ sagte Elfride theilnehmend.

„Ja, einen Schimmer,“ antwortete der Blinde wehmüthig, „aber dieser Schimmer macht meine Seele nur noch sehnsüchtiger nach der schönen Welt. O sie muß schön sein, eure Welt. Jeden Morgen lasse ich mir ihre Schönheit wiederholen und nehme

sie in mein Inneres auf und sehe es den Tag über mit den Augen meiner Seele an."

„Und hüllt diese Nacht das Licht Ihrer Augen schon seit Ihrer Geburt ein?"

„Vor meiner Mutter Leibe — Ich sah nie die Berge, die Thäler auf denen ich wandle — habe nie in das Mutter- und Vaterauge geblickt — ach man sagt, daß man mit Blicken so viel ausdrücken kann, und daß diese stummen Blicke bedeutender als Worte seien — ich kann nur für Liebe mit Liebe im Herzen danken. Des ist gewiß ein herbes Loos, wenn man die, die uns wohlthun und dienen, nicht mit liebenden Augen sehen kann — doch ich zeichne sie mir in mein Inneres als Engel ab und so hab' ich auf Erden schon einen Vorschmack des Himmels, einen frühen Genuß des süßesten Glaubens."

Elfride schwieg, gerührt über die tiefe Empfindung, über den hohen Glauben, der in den letzten Worten des Blinden lag.

„Sie haben noch Eltern und Geschwister?" fragte sie nach einer Pause weiter.

„D Eltern und eine Schwester" antwortete er in fast begeisterten Tone und einem Lächeln, das wie ein wärmender Sonnenstrahl durch seine Züge glänzte. „D sie sind gut — und fromm und sanft wie Gott selbst. Sie hoffen fest auf Gott in ihrer Armuth und täglich Morgens und Abends senden wir unser Gebet zu ihm."

„Sie wohnen hier in der Nähe?"

„Ja drunten am Bächlein."

„Aber ich bin erstaunt, daß Sie hier so allein auf den Felsen umherklimmen. Ein unglücklicher Tritt und Sie wären verloren."

„D die Wege, die ich wandle, sind gewohnte Gottes-Steige. Er hat mir das Licht der Augen genommen; er wird auch seinem Engel befehlen, mich zu bewachen und zu behüten."

Elfride trocknete mit ihrem Sacktuche die Thränen, die in ihrem Auge perkten. „Menschen!" sagte sie, über die Mauer gebeugt, gleich als wollte sie das Thal mit ihrer Stimme durchtönen „kommt hierher und laßt euch von einem Blinden in eurer Zweifelsucht und in euerem Unglauben beschämen!"

Der Blinde suchte sich zu setzen und forschte behutsam, wo er seine Violine niederlegen könnte. Elfride nahm sie ihm aus der Hand und legte sie

in das Gras; dann leitete sie ihn einige Schritte und ließ ihn auf den Stein, der ihr zum Sitze gedient hatte, niedersetzen.

„Sie entlockten vorhin Ihrer Violine so weiche und ausdrucksvolle Töne, wie ich sie nur von den größten Künstlern zu hören gewohnt war. Es liegt in dem Stücke, das Sie spielten, viel Eigenthümliches. Gestossen Sie auf der Violine einen Unterricht?"

Nein, diese meine Violine schenkte mir der Schulmeister im Dorfe, weil ich immer großes Vergnügen an der Musik fand. Bei Tage übte ich mich in den Stücken, die ich gewöhnlich von dem Tanzsaale in der Schenke herab hörte, und jetzt spiele ich nach dem Gehöre selbst mit. Wenn aber die Nacht in meine von dem Tage müden Augen dämmerte und die Schöpfung umher nicht mehr lebte, sondern nur noch fühlte, dann wurden auch die Saiten meiner Violine zu Gefühlsfäden, die ich nur zu rühren brauchte, daß sie in die Stimmen der der schlafenden Welt abgelauchten Träume ausströmten. D meine Violine ist meine Herzensfreundin; sie begleitet mich überall; so wie in der Welt im stillen Walde als in den Ruinen lasse ich sie reden, daß sie denen, die da unten ruhen, ein tröstender Nachhall in ihr Grab werde. Dst reden, wie in jenes großen Meisters Violine, der den aus dem Leben fliehenden Geist seiner Mutter hineinbannte, mich unbekannt Stimmen, die Geister meiner in sie versenkten Klagen, die als heilender Trost daraus zurückkehren, mich mit ihren Tönen an, und festen mir wieder das zerfahrende Herz mit fester himmlischer Hoffnung."

„D großer Erdenmensch!" rief Elfride in wachsender Begeisterung aus, „reiche mir deine Hand, die reiner Aetherhauch des Himmels durchströmt. Hinausgestoßen aus dem irdischen Lichte in ewige Nacht, strahlst Du, eine weithinglänzende Leuchte von dem Throne göttlicher Güte und Weisheit, in das von Unglauben umnachtete und von Zweifeln bewegte Meer der äußern Welt. Gesegnet sei die Blindheit deiner leiblichen Augen, weil kein falscher Schein der Welt dich trügen und enttäuschen und die helle lautere Flamme des göttlichen Geistes in deinem Herzen unterdrücken kann!"

Der Blinde streckte seine beiden Hände Elfriden entgegen, diese faßte sie, und sie an ihre Brust



drückend, sandte sie von der hohen Stimmung ihres Herzens abgeschnellte Blicke des Dankes und der Anbetung durch die Welten zu den Ewigen.

„Du heißt mich Du?“ begann der Blinde nach einigem Stillschweigen — „darf ich Dich auch Du nennen — obgleich Du vornehm bist? D ich strenge meine trüben Lichter im Gesichte mit der Sehnsucht der Seele an, daß ich Dich sehen könne — dein Antlitz, Deine Augen — Du mußt gewiß schön und gut sein, ich entnehme es mir aus der lieblichen Rede Deines Mundes. Ich habe mit Deinem Bilde als einem Heiligenbilde meine Seele, meine innere Welt, die ich in Ermanglung einer äußern mir schuf und an der mein Herz sich ergötzt, wie ihr Sehenden euch an dem Frühlinge, belebt und verwehet.“

Feierliche Stille folgte diesen Worten. Elfridens Herz stuthete über in den Empfindungen hoher Andacht zu Gott und tiefen Mitgefühls für den Blinden, der ihr zu Füßen saß und in sehnsüchtiger Wehmuth die blinden Augen, gleich als sollte ihr Anblick die graue Hülle zerbersten machen, ihr zuwandte. Eine fliegende Röthe überschattete ihn die reinen Wangen, und ihr Auge schwamm in stillem Entzücken; so lehnte sie an dem grauen Gemäuer; die Mantille war dem Arme entsunken und lag im Grase. Den gigantischen Kindern der Erde, den Bergen hatte der Tag seine feurige Krone, das glühende Abendroth aufgesetzt und war selbst um sich schlafen zu legen hinter ihre bergenden Mauern geschlüpft. Elfridens Haupt ruhte im Abendrothe und ihre Locken wallten im flüssigen Golde. Ihr liches Gewand schimmerte rosenroth und wehete im Abendwinde. Auf dem Zeltbache der Ruine, dem reinen Aether flackerte hie und da das blasse Licht eines Sternes. Das Gebetläuten im Dorfe schickte über das Thal zu den Ruinen seine Klänge. Es war ein erhebendes Bild!

„Ich muß heim, hinunter in das Thal“ — sagte der Blinde, als er die Stimmen der Glocken vernahm. „Meine Augen sind müde vom Tage; ich merke, daß es Abend wird.“

„Ich begleite Dich“ — sprach Elfride ihren Hut nebst Album nehmend, und die Mantille um die Schultern legend.

„D ich danke Dir, daß Du mich wieder Du

nennst; es thut meinem Herzen so wohl, besonders aus Deinem sanften Munde.“

Beide verließen die Ruine und wandelten, den zu beiden Seiten bewachsenen Bergpfad hinab. Elfride leitete den Blinden an der Hand. Durch die dichten Laubgitter drang in feurigen Flammen der Abend; weiterhin dem Thale zu wurde das Gebüsch dichter.

„Ich habe einen Schein“ — begann der Blinde nach längerem Schweigen — „wie eines brennenden Dornbusches — wie Irlichter hüpfst etwas helles auf dunklem Grunde.“

„Das ist der Abendschein, der durch das Gebüsch dringt,“ versetzte Elfride.

„Ja hier — wird er dünner — ich sehe den Schein einer hellen Farbe. Ich höre das Murmeln des Bächleins, wir werden gleich auf der Wiese sein und das Haus der Eltern liegt links und ist nicht mehr fern.“

Es war so wie er sagte, in wenigen Minuten waren sie am Fuße des Berges angekommen;

Elfride schlug nach seinem Wunsche den Bach entlang den Wiesenweg ein, auf dem sie in Kurzem an ein niedriges Häuschen mit einem moosbewachsenem Schindeldache und einem Gärtchen zu beiden Seiten des Eingangs gelangten.

Vor der Thüre saß mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt ein Mädchen, das sich, als es den Blinden in solcher Begleitung nahen sah, von ihrem Sitze erhob und nach einer leichten ungezwungenen Verbeugung gegen Elfriden dann zu dem Blinden begann:

„Gott sei gedankt, Lorenz, daß Du wieder daheim bist! Seit einer Viertelstunde, die Du über die gewöhnliche Zeit ausbliebst, hatte ich große Sorge um Dich. Eben wollte ich mich aufmachen, Dich zu suchen.“

„Ich danke Dir Regina. Aber diese Besorgniß hättest Du Dir ersparen können. Droben in den Ruinen fand ich diese Dame, die so liebevoll gegen mich war und in ihrer Freundlichkeit so weit ging, daß sie mich den Bergweg herableitete.“

Elfride war betroffen, gefesselt von der hohen und reinen Schönheit, die ihr aus der Erscheinung dieses Landmädchens entgegenstrahlte, von der Zartheit und üppigen Weiche der Formen, welche ungekünstelte, aber desto anmuthigere und reizendere

Bewegungen beseelten. Ihr Auge war so sehr im Anschauen dieser modernen Brisei's versunken, daß sie die Worte derselben gänzlich überhört hatte.

„O schöne Dame!“ wandte sich Regina (dies war der Name des Mädchens) an Elfride, „daß Sie sich meines armen Bruders so liebevoll angenommen haben und daß sein Schicksal Ihnen, wie es mich dünkt, einiges Mitgefühl eingestößt hat, das ist mir ein sicherer Beweis für die Güte und Vortrefflichkeit Ihres Herzens.“

Sie führte ihren Bruder in das Haus; Elfride in Gedanken vertieft nahm Reginen's Platz ein. Nach wenigen Augenblicken erschien diese wieder und griff nach ihrer Arbeit, welche sie auf der Bank hatte liegen lassen.

„Ach, ich habe Ihren Platz eingenommen“ sagte Elfride die Gedankenwelt verlassend.

„Fräulein, diese Bank hat Raum für zwei, und wenn Sie erlauben, so nehme ich an Ihrer Seite Platz“, erwiderte Regina mit liebenswürdiger Unbefangenheit.

„Hier — hier —“ sagte Elfride ihr Kleid zusammenfassend „ist noch übergenuß Raum für Sie.“

Regine setzte sich an ihre Seite.

„Diese Wohnung hat wirklich eine vortreffliche Lage,“ fuhr Elfride zu Reginen fort, „das ganze Thal liegt vor Ihnen ausgebreitet, das Flüsschen bespült Ihre Füße, in Ihrem Angesichte die Streiburg und zu deren Füßen die Kirche mit den Häusern des Dorfes.“

„Sie haben Recht, Fräulein! Es ist auch mein einziges Vergnügen, mit meiner Arbeit hier zu sitzen und von Zeit zu Zeit in die herrliche Landschaft einen Blick werfen zu können.“

„Fertigen Sie diese Weißstickerei für sich selbst?“

„O nein. Solche feine Sachen gehören nicht für uns Landbewohner. Ich arbeite für meinen Fabrikanten, und es bedarf meines angestrengtesten Fleißes, um von dem Erlöse der Arbeiten nur die allgemeinsten Bedürfnisse meiner Familie befriedigen zu können. Der Vater war früher Weber und hatte sich von seinem Schweiß so viel erübrigt, um dies kleine Besitztum hier ankaufen zu können. Seit einem Jahre muß er feiern, denn er ist alt und schwach und das Licht seiner Augen ist nur

noch eine mattglimmende Kohle. Ich habe die Pflicht des Ernährens auf mich nehmen müssen und ich erfülle sie mit so freudigem Herzen und werde darinnen nie müde. Aber obgleich ich mit dem Grauen des Tages an die Arbeit gehe und sie nur mit dem Sternenscheine verlasse, so reicht dies doch nicht hin, die Noth von unserm Dache entfernt zu halten, die es sich nur zu oft schon zu ihrem Wohnplatze ausersehen hatte. Ich habe oft die ganze Kraft meines Glaubens, meines Vertrauens auf Gott nöthig, um nicht an seiner erbarmenden Gnade irre zu werden, zumal wenn ich die schmerzstimmigen Blicke der Eltern sich begegnen sehe, die, um ihrem Kinde nicht weh' zu thun, die Klagen in sich behalten und an sich zehren lassen. O wenn diese Blicke die Noth in den Tagen des Alters als die herbste und fühlbarste schildern, dann möchte mir jedesmal die von dem Gefühle des Jammers und meiner Ohnmächtigkeit erfüllte Brust zerbersten und das verzweifelnde Herz sich mit der Frage: „Gott warum hast Du uns das gethan?“ zum Himmel wenden. Und doch danke ich noch Gott, daß er meines Bruders Augen vor diesem Elend verschlossen hat. Das Licht der Augen möchte ihn in seiner Zuversicht sinken und daher zum Sünder werden lassen. Nur die Stille und Einsamkeit der Nacht sieht meine Thränen. Gar oft denke ich bei meiner Arbeit: Ihr, die ihr diese Stickereien traget, ihr ahnet wohl nicht, daß diese Blumen mit dem Lichte der Augen gesäet und mit Thränen begossen sind. Höret! ob nicht manchmal das darum verlorene Licht der Augen wie matte Sterne Euch umglänzt und nicht stille Seufzer als Geister der in die Blumen genäheten Schmerzgedanken Euch zu Ohren dringen? O, ich weiß es, mein Fräulein, für den Glücklichen sind die Klagen der Armen und Geplagten nicht angenehm. Aber Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich, die ich Ihnen gänzlich unbekannt bin, mein Herz vor Ihnen ausschüttele. Denn das ist schon halber Trost für mich, und Ihre milden gütigen Züge, aus denen es wie ein segnender Trost blickt, sind ein Freibrief für den Kummer aller Bedrängten. Die Theilnahme, die Sie meinem Bruder widmeten, ließ mich auf eine Theilnahme an unser aller Geschick hoffen.“

In den Augen Elfridens glänzten Thränen;

sie drückte Reginen, die zu Boden sah, innig die Hand. Sie fragte diese über die Bedingungen, die ihr von den Fabrikanten behufs ihrer Arbeit gemacht würden, über die Verbindlichkeiten, die sie eingegangen hätte, um den Preis, um welchen sie ihre Arbeit liefere. Als sie darüber genügende Auskunft erhalten hatte, erklärte sie dem darüber freudig erregten Mädchen, daß sie sie von jetzt an um den doppelten Preis beschäftigen und dazu alle Damen ihrer Bekanntschaft, sowohl hier als in ihrer Heimath bewegen werde.

„Ich habe Ihnen ein Anerbieten zu machen,“ fuhr Elfride fort, „doch nein, eine Bitte, mit welcher ich ersteres verbinden will. Sie werden schon oft drüben in der Kirche das Altarbild, die Kreuzesabnahme Christi vorstellend, betrachtet und auch bemerkt haben, daß es durch die Länge der Zeit ein verwittertes und unheimliches Aussehen bekommen hat. Mein früherer Lehrer und Freund, der Geistliche des Orts, bei dem ich wohne, hat, da ich mich mit der Malerei beschäftige und Streitberg in Folge meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes im vorigen Jahre auf meinen Körper und Geist so wohlthätig einwirkte, mich ersucht, dem Orte ein Andenken zu hinterlassen, was in einem neuen Altarbilde bestehen soll. Mit Freuden versprach ich dieß; war aber gehindert, an die Ausführung meines Versprechens zu gehen, so lange ich noch kein lebendes Bild finden konnte, das mir zum Modell zu dienen vermochte. Jetzt habe ich es gefunden. In Ihnen finde ich alles vereinigt, was ich in einem Gemälde, einer büßenden Magdalena ausgedrückt haben will. Ich brauche nicht länger mit der Ausführung zu

zögern, wofern sie nur wollen. Auf Ihren Willen kommt alles an. Sind Sie damit einverstanden, so werde ich sogleich morgen mit der Arbeit beginnen.“

„Ich — ich — gemalt werden — für die Kirche, ist das in den Augen Gottes nicht Vermessenheit?“ sagte hocherröthend und stammelnd Regina.

„Nein, ich male die harrende Geduld und die gottgefällige Demuth.“

„Aber die Leute im Dorfe werden sagen — ich bin stolz, hoffärtig — ich ließe mich nur malen, damit man mein Bild immer sehen könne.“

„O darüber seien Sie ruhig. Das Bild soll eine Ehre Gottes, ein belehrendes Beispiel der Demuth für die Menschen sein.“

„Alles zur Ehre des Höchsten!“ erwiderte Regina, das Auge zum gestirnten Himmel aufschlagend. „Ich sehe es jetzt selbst ein, es ist vor ihm und den Menschen kein Unrecht, besonders da es auch der Herr Pfarrer angeordnet hat.“

„Sie willigen ein?“ rief Elfride, indem sie mit dankbarem und freudestrahelndem Blicke Regina's Hände ergriff.

„Ja,“ lächelte diese.

„Nun, so kommen Sie morgen um 10 Uhr in das Pfarrhaus. Dort fragen Sie nach Elfride Lichtenberg. Wir wollen dann das fromme Werk beginnen.“

Elfride erhob sich zum fortgehen und als sie Reginen freundliche Grüße an ihren Bruder den Blinden aufgetragen hatte, schwebte sie leichten Fußes, gleich einer homerischen Jungfrau, durch die grünen Auen dem Pfarrhause zu.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Stück Gegenkritik.

Die freundlichen Leser dieses Blattes hatten zu Anfang dieses Jahres Gelegenheit, durch das Bruchstück der Tragödie Heinrich IV., welches wir ihnen darboten, mit der Leistung eines auf ungewohnten Bahnen der dramatischen Kunst emporstrebenden Dichters bekannt zu werden. Der Name desselben Dichters wurde späterhin, bei Gelegenheit einer Besprechung des Schauspielers der Held von Etampes wiederholt, und unsere geehrten Freunde werden erkannt haben, welches Gewicht der Berichterstatter auch auf jene Produktion legte. Daß Kö-

berle nicht allseitig die gleiche Anerkennung fand, liegt in der Natur der Sache, da er sich aus den bestehenden Formgesetzen und der gleichsam stylgewordenen Sphäre des modernen Drama herauszureißen, also ein neues Kunstprinzip geltend zu machen gewagt, mithin alle bisherigen ästhetisch-conservativen Dramatiker von Bedeutung sich zu Gegnern gemacht hat. Leider aber ist es traurige Wahrheit, daß die sogenannte Kritik seit lange schon in den Wirkungskreis des Journalistenhandwerkerthums gefallen, sich aber trotzdem umso breiter in ihrer Arroganz ausdehnt, je weniger sie durch wahren Gehalt und streng künstlerische Beurtheilung

besagen will. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß der Dramatiker Köberle das Feld der polemischen Kritik zu betreten sich genöthigt sah. Besonders sein neuestes Product, ein Schauspiel: die *Verkannten*, war in Nr. 62 der Deutschen Allgem. Zeitung in einer Weise angegriffen und gemißhandelt worden, wie kaum je das elendeste Sudelwerk eines hirnlosen Dilettanten, der verblendet genug war, in seinem Product sich selbst als komische Person und Gegenstand des öffentlichen Hohnes an den Pranger zu stellen. Indem wir zwar unserem Journal eine Besprechung des fraglichen Drama's vorbehalten, geben wir aus Köberle's Schusschrift, welche unter dem Titel:

Meine Literarische Ehrenrettung gegenüber den in Nr. 62, 97, 202 und 583 vorigen, und in Nr. 26 und 112 dieses Jahrganges der Deutschen Allgemeinen Zeitung vom Theaterreferenten über mich in die Welt hinausgeschleuderten Unwahrheiten. „Zur gefälligen Notiznahme für alle Journale Deutschlands, die es noch ehrlich mit der Wahrheit und den Interessen der Kunst meinen;“ die bezüglichen Stellen. Gewiß ist, daß seit Jahren kein so interessantes und schlagendes Exempel zur Charakterisirung des Zustandes, worin die normale Kritik unserer Tage sich befindet, ans Licht getreten ist.

Die ganze, ziemlich umfangreiche Schrift hält sich streng an das zu Grunde liegende Material, und ist in einem gemäßigten festen Tone geschrieben, welcher nur zuweilen zu männlicher Entrüstung sich steigert. Wir erwähnen dieß, weil wir gewohnt sind, die verletzten Persönlichkeiten sich in Ausbrüchen der Wuth Luft machen zu sehen, welche bestimmt scheinen, das mangelnde Kraftgewicht zu ersetzen. Indessen scheint es, als habe Köberle hier vorerst nur die schweren Truppen ins Feld rücken lassen. Hören wir ihn! Nachdem er die einseitige und oft bis zur Bosheit entartende, öfter noch in Consequenzen verfallende leidenschaftliche Opposition seines Gegners an einigen Beispielen dargestellt, fährt er also fort:

Doch — billig könnten mir die Leser dieses Blattes außerhalb Leipzig, welche meine dramatischen Producte nicht kennen, hier erwidern: die absichtliche und grundsätzliche Opposition des Theaterreferenten ist uns nun klar geworden — was aber beweist Dies für die Hauptsache? Es ist immer noch möglich, daß er aus wahrer Kunstliebe und aus reinen ästhetischen Principien gerade diesen nur scheinbar gehässigen Ton gegenüber dem ungerechtfertigten Beifall der Menge für nothwendig fand!

Es liegt mir also noch die Beweisführung des Sazes ob: der Kreuzritter habe noch gar keine Ahnung von dem Verufe eines Kritikers, ja, derselbe bringe nicht einmal die gewöhnlichen fünf gesunden Sinne eines ganz beschränkten Alltagsmen-

schen mit sich in's Theater! Dies führt mich endlich mitten in den Kern seiner Besprechung meiner *„Verkannten.“*

Auf die Eingangs- und Ausgangsphrasen seiner soi-disant Kritik, wie z. B. „der Herr Verfasser documentirt aufs deutlichste seine Unfähigkeit zum Dramatiker, er ist ein schlimmer Auswuchs, eine Schmarozerpflanze am Tempel der Kunst,“ und Anderes, kann ich leider, weil Phrasen ohne Beweis eben eine Nichts sagende Schmähung und keine Kritik sind, hier nichts entgegenen. Auf solche Verunglimpfungen muß die Einsicht in meine Producte selbst Rede stehen und dazu soll das Publikum Gelegenheit finden, da ich die *„Verkannten,“* den *„Held von Stamps“* und *„Heinrich IV.“* nächstens im Buchhandel erscheinen lasse. Ich halte mich also für heute nur an die Punkte, in welchen der Kreuzritter sich wenigstens den Schein eines Eindringens in den Geist meines Productes gibt.

„Schon die ganze Anlage,“ sagt er (Nr. 112) „ist eine verwerfliche, denn die basiert auf die Berechnung, daß die in das Stück eingewobenen politischen Brocken im größern Theil des Publikums Anklang finden müßten.“

Das ist grundfalsch. Die Anlage des Stückes beruht auf keinerlei Politik, sondern auf dem einfachen Gedanken: daß der menschliche Egoismus besonders im Zustande der Gereiztheit die Hauptquelle des menschlichen Jammers und des Verunglückens selbst unserer bestgemeinten Bestrebungen werde! Diese Idee ist im Charakter und in der Handlung der *Cécilie* so unverkennbar festgehalten, und zum Ueberfluß in der siebenten und neunten Scene des fünften Actes vom alten Foster und von *Cécilien* selbst so deutlich ausgesprochen, daß wahrlich wenig kritische Schlaubeit zu ihrer Auffindung gehört! Die Politik bildet nur den Hintergrund des Gemäldes, und liebäugelt weder mit der Aristokratie, noch speculirt sie auf den Beifall der Demokratie; ebenso wenig gelüftet ihr nach den Sympathien der in den Stürmen von 1848/49 indifferent Gebliebenen und dennoch mit dem Ausgange jener Wirren (Akt III Scene I und Akt V Scene IX) jetzt Unzufriedenen, denn für Alle enthält sie (Akt V Scene VII) die ernste Weisung: „Jeder trage in sich selbst den Tyrannen, den er am Nachbar verabscheue, und büße im allgemeinen Jammer mehr oder weniger nur seine eigene Schuld!“ Auf welche Partei hätte ich wol speculiren können, da ich mit unverkennbarer Absicht die Sympathien aller Tagesparteien außer den Bereich meiner Dichtung stellte, und dagegen das Warnungsbild einer über den Leidenschaften unserer Zeitstürme ruhenden, höhern Lebenswahrheit aufrollte, aus dem ich die Ursachen des schmachlichen Untergangs der schönen Sonne 48 im Sumpfe von 49 herauslesen ließ?

Daß ich mit Politik auf die Menge wirken kann, wenn sich die Anregung leidenschaftlicher Sympathien mit dem Grundgedanken meiner Dichtung verträgt, habe ich in „Heinrich IV.“ und im „Helden von Etampes“ von den Brettern der Leipziger Bühne herab bewiesen. In meinen „Verkannten“ verzichtete ich mit vollständig selbstbewußter Absicht auf diese Beiwürze — verzichtete zu Gunsten eines edlern Ziels, das der Herr Kreuzritter nicht begriff. Doch — genug davon! Selbst die so, nicht als Zeitungssphrasen, sondern als moralisches Spiegelbild für alle Parteien aufgefaßte Politik tritt in den „Verkannten“ nirgends weiter hervor, als zur Wahrscheinlichkeit der Handlung, welche nur in der aufgeregten Restaurationsperiode 1849 denkbar ist, unumgänglich nöthig war. Auch dies ist für alle Zuschauer, deren Verstand aus der durchgängigen Apathie des Haupthelden gegen politische Tagesvorfälle die Pointe nicht herausfinden konnten, zum Ueberfluß vom jungen Foster (Akt V Scene IX) klar in den Worten ausgesprochen: „Ich handelte für Diese (nämlich für die Rettung der Aeltern und der Braut) und habe nichts gemein mit Eurer Politik.“ — Nach diesen falschen Voraussetzungen fährt der Kreuzritter fort:

„Allein dieselbe (nämlich meine Berechnung) ist falsch gewesen, denn die allzuschärfe Spitze bricht ab, und Herrn Köberle's Schilderung der Unthaten der Demokratie ist ebenso übertrieben als lächerlich.“

Dieser Satz widerlegt sich eigentlich durch das oben bereits Gesagte von selbst. Da im Stück überhaupt keine politische, sondern nur eine Familienhandlung vorkommt (selbst der Präsident erscheint nur als bereits gefallene Größe und einfacher Privatmann in seinen Beziehungen zur Gattin, zum Sohn, zu dessen Braut und zu seinen persönlichen Feinden), so können in ihm füglich weder die Thaten noch die Unthaten der Demokratie irgend eine Rolle spielen. In Wahrheit begegnet uns in den „Verkannten“ auch nicht ein einziger Demokrat als solcher handelnd, wol aber in der Person des Lambert ein Spitzbube ohne Politik, der mit den Zeitideen Handel treibt und mit einem Häufchen Landstreicher auf einträgliche Abenteuer ausgeht. Der ganze speciellere Vorwurf, den meine „Verkannten“ nebenbei der Demokratie machen, besteht (Akt III Scene I) darin, daß die wahre Demokratie zwischen den Extremen von 1849 trüg geblieben sei und dadurch unmittelbar zur krankhaften Verfinsterung des politischen Horizonts beigetragen habe, an welchem aus dem damaligen Sturm das Gift der Gegenwart großgewachsen sei.

Hätte der Kreuzritter seine Lognette weniger auf das schöne Geschlecht in den Logen, und mehr auf die Scene gerichtet, so konnte es ihm nicht ent-

gehen, daß in der auf hiesigem Stadttheater erschienenen Bearbeitung von Lambert's Anhang nur als von einer Schaar „Freibeuter“ und im Gegensatz zu den nicht auf die Bretter kommenden und im ganzen Stück nicht mit einem einzigen Satz charakterisirten „Aufständischen“ gesprochen wird. Schon dieser einzige Zug sprach wol deutlich genug gegen die Auffassung Lambert's im Sinne des Kreuzritters, allein er paßte nicht in die Karten dieses Ehrenmannes. Anstatt das richtige Verständnis im innern Zusammenhang meines Stückes selbst zu suchen, zog er es deshalb vor, ein vor der Darstellung geschäftig von unberufenen Zungen über die antivolksthümliche Tendenz ausgestreutes Stadtgerücht als kritischen Schlüssel zu betrachten und mit „politischen Brocken“ dreinzuschlagen. Wo wäre es auch je die Absicht dieses Herrn gewesen, über vorgefaßte Meinungen aufklären zu wollen? Das klänge ja geistlos, denn gewisse Kunsttrichter glauben ihren Scharfsinn am glänzendsten dadurch zu zeigen, daß sie möglichst vernehmbar und möglichst blind über jede neue Erscheinung in den Tag hinein schmähen. Ueberdies war bei dem vorliegenden Thema leicht anzunehmen, das absichtlich genährte Mißverständnis würde in einem Theile des Publikums die nur halbschlummernden politischen Parteiensichten aufstacheln, und dadurch das ethische Verständnis zerstören.

Ist ihm auch diese Absicht nur halb geglückt, so erreichte er doch soviel, daß die größere Hälfte des Publikums meine „Verkannten“ nicht verstand, denn er sprang mit der ethischen Idee und Handlung wo möglich noch ärger um, als mit dem politischen Hintergrunde. Hören wir ihn nur weiter:

„Die ganze Handlung — wenn davon die Rede sein kann — und Verwicklung (!) des Stückes knüpft sich daran, daß ein 22 Jahre lang unbescholtene Mädchen einmal gesehen wird, wie es Abends verkleidet ausgeht, daß sie (wer? die Verwicklung oder das Mädchen?!) nicht gesteht, wohin; daß Alle, Geliebter, Vater, Lehrer sie (!?) für den Abschaum der Menschheit oder etwas Ähnliches halten, und daß sie (!?) darauf eigensinnig wird und über das Männergeschlecht zu philosophiren unternimmt.“

Auch dieser Satz enthält so wenig Wahrheit als alle frühern des Kreuzritters. Der Vater glaubt keinen Augenblick an die Schuld seiner Tochter im Sinne des Klägers (des Lehrers Beckstein), er ahnt vielmehr sogleich das Geheimniß und dabei fällt ihm ein, daß der kühne Schritt der Tochter auch seine mühevoll zusammengerastten Millionen Gulden in Gefahr bringe; deshalb handelt er so, wie er eben im Stücke handelt! Und der Geliebte entfernt sich nicht im Glauben an Cäcilien's Schuld, sondern gerade aus dem entgegengesetzten

Grunde; er scheidet nämlich deshalb, weil ein doppelt sinniges Wortspiel Cäcilien's in ihm die schmerzliche Vermuthung weckt, auch sie, die hoch vor ihm steht, glaube an seine, des von aller Welt Verkannten, Schuld. Dieser erste Bruch zwischen Vater, Tochter und Geliebten (Schluß des II. Actes) führt zu gegenseitigen Ueber-eilungen, an welchen sich die ethische Idee des Drama abzuspinaen beginnt. Nie tritt der menschliche Egoismus unverhüllter und schonungsloser hervor, als im Zustande der Gereiztheit — das ungefähr ist der leitende Grundgedanke der Handlung des dritten Actes. Karl Foster macht hier (Scene III) im Unmuth der Cäcilie einen Boewurf, an den er selbst nicht glaubt; und Cäcilie, dadurch in den Zustand äußerster Erregtheit geschleudert, philosophirt nicht, sondern verwechselt einfach ihren Geliebten mit dem Sohne des Präsidenten, indem sie dem Geliebten die Erfüllung seiner kindlichen Pflicht unmöglich macht. Daraus ergibt sich die derseitige moralische Schuld, sowie das Motiv und die ästhetische Berechtigung der Haupthandlung des Drama, welche erst in den folgenden zwei Schlußacten vollständig in den Vordergrund tritt.

Dieser Haupthandlung hat der Herr Kreuzritter wohlweislich nicht mit einem Worte Erwähnung gethan, wahrscheinlich weil sein Calcul ihm sagte, sie würde von selbst der Masse des Publikums unverständlich klingen, sobald er die erste Verwicklung ins Lächerliche gezogen hätte.

Eigentlich stände mir hier die Frage frei, was der Herr Kreuzritter unter dem Worte „philosophiren“ verstehe? Eine Philosophie ohne Logik ist ein Faß ohne Boden! Und wie schlimm es mit seiner logischen Denkkraft steht, das mögen die freundlichen Leser aus den Widersprüchen abstrahiren, die ich in seinen mich betreffenden Referaten bereits nachgewiesen habe! Ich könnte das Verzeichniß dieser Widersprüche noch durch zahllose Beispiele vermehren, wenn es sich der Mühe lohnte, ihm durch das Chaos all der dunkelhaften Phrasen zu folgen, die er seit Jahren über die in Leipzig auf dem Repertoire stehenden Stücke in die Welt hinausgeschleudert.

Auch das, was ich aus seiner Besprechung meiner „Verkannten“ noch nicht wiederlegte, ist nichts weiter als hohle Phrase ohne irgend ein Verstandniß, und ich hebe deshalb die Stellen nur daraus hervor, welche wenigstens einen, wenn auch noch so verkehrten, Sinn haben. Da heißt es:

„Wenn die Nachricht vom Tode eines Vaters anlangt, was thut die Tochter? Sie declamirt.“

In Wahrheit aber kommt sie im furchtbarsten Schmerz zur Einsicht der Folgen ihrer Unversöhnlichkeit, und bricht, darüber vernichtet, ohnmächtig zusammen. — Weiter heißt es:

„Wenn der Bösewicht den Präsidenten in den Klauen und die Soldaten auf den Fersen hat, was thut er? Er hält Reden.“

In meinem Drama aber weidet er sich, seinem Charakter vollkommen entsprechend, mit diabolischem Hohn an den unglücklichen Opfern, während der Präsident, als er sich gefangen sieht, so handelt, wie ein Ehrenmann, den ein Schurke eben hängen will, oder vielleicht besser gesagt; so, wie ich mich benehmen würde, wenn ich die Ehre hätte, dem Herrn Kreuzritter persönlich gegenüber zu stehen. — Ferner heißt es:

Dieses Drama macht auf den Menschen von gesundem Verstand, der noch im ungetrübten Besiße seiner fünf Sinne ist, den Eindruck eines Gesprächs, in welchem der Eine fragt: Wie befinden Sie sich? und der Andere damit entgegnet, daß er zuerst das Einmal eins her sagt, und daran hängt: „Gut, ich danke!“

Was diese hohle Redensart soll, wird Niemand begreifen! So viel aber ist klar, daß ich hinlänglich bewiesen habe, die fünf Sinne des Kreuzritters reichen zur Auffassung meines Einmaleins vorläufig noch nicht aus. Auch seine Schlußantwort paßt wie die Faust aufs Ohr! Mein Drama sagt nicht: „Gut, ich danke!“ Sondern: „Herzlich schlecht! Wir waren träge Egoisten, als wir uns helfen konnten, und es wird uns erst besser gehen, wenn wir bessere Menschen geworden sind.“ — Endlich gesteht der Herr Kreuzritter ganz naiv:

„Warum Frau Günther-Bachmann im ersten und im letzten Acte auftreten mußte, dieses Räthsel wird wohl nie zur Lösung kommen.“

Ich will mich auch hierin über seine Harthörigkeit erbarmen und ihm dies letzte Räthsel lösen. Rosa (die von Frau Günther-Bachmann gespielt wurde) erscheint im ersten Act als prosaischer Gegensatz zum poetischen Charakter der Cäcilie, und die zwei Damen begegnen sich im fünften Acte wieder, weil ohne diese Begegnung eine vernünftige Lösung der Haupthandlung und ein wohlthuernder Abschluß der Grundidee geradezu unmöglich wäre! — — —

So weit die Gegenkritik Koberle's!

### Dr. William Ellery Channing.

All unsere sogenannt positiven d. h. nicht aus dem Studium der Natur abgeleiteten Wissenschaften

laboriren an einer gefährlichen Krankheit. Die Freiheit des Gedankens, welche das Grundelement seiner Lebensfähigkeit bildet, ist ihnen arg verkümmert worden, indem man sie einmal an historische

Ueberlieferungen anschniedete, aus deren Kreise sich herauszubewegen ihnen aufs Strengste verboten war, noch mehr aber, indem man sie in die Schablonen gewaltsam konstruirter Systeme einzwängte, darin sie, mochten sie sich willig einfügen oder nicht, gefangen blieben. Dieses Uebel ist schlimmer, als man gewöhnlich annimmt. Die Versuche, ihm entgegenzuarbeiten, schlagen fast durchweg in ihr Gegentheil um, denn theils unwillkürlich, in Folge der einmal selbst erlittenen Dressur, theils nothwendig, gegenüber einer Waffengattung, welche nur durch verwandte Waffen kann bekämpft werden, theils auch aus Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen des Modegeschmacks, beginnen die Reformatorisch-Strebenden damit, selbst ihr Oppositionssystem zu machen. Da aber alle Opposition aus mehr oder minder leidenschaftlichem Widerwillen entspringt, und in ihrem Beginne stets zuerst des Formellen und Zufälligen sich bemächtigt, so verfällt sie, frühreif in ein System eingezwängt, dem Fluche der Unvollkommenheit entweder durch Inkonsequenzen, wenn der Geist des Widerspruches nicht stark und starr genug ist, auch die letzten Grenzen des Feindlichen in seinen Folgerungen zu überspringen, oder, wenn er vor diesem Schritte nicht zurückbebt, durch unbesonnenes Ueberstürzen und das Ziel der Wahrheit überspringende Uebereilungen.

Bei uns Deutschen, welche zum Theoretisiren verdammt zu sein scheinen, zeigt sich das am Klarsten, und vorzugsweise in der Theologie, wo sich, wie in allen andern Gebieten des Denkens und Meinens, die Gegensätze in letzter Zeit so ganz entschieden herausgebildet haben. Mysticismus und Aufklärung, und zwar in jenem die Wendung zum Römisch-Katholischen und dessen kategorischer Forderung stummen, weigerungsfloßen Glaubens, in dieser die letzte kalt-abstrahirende und die Religion rein mit dem Verstande abmessenwollende Konsequenz des Protestantismus, stehen einander feindlichst gegenüber. Wer weiß wie lange noch, und die offene Feldschlacht bricht, wenn nicht neue Ereignisse die Gedanken abermals nach anderer Seite wenden, verheerend mit allen Gräueln der Religionsverfolgung los. Schon schrumpfte die Macht des Rationalismus an dem Mangel einer entschiedenen Haltung, welche übrigens unmöglich war, zusammen, und das einzige jetzt gewichtig in die Wagschale fallende Fragment desselben, die Parthei der freien und Lichtfreunde-Gemeinden, kann sich selbst kaum Rechenschaft geben, wie weit es noch mit dem historisch-Ueberlieferten der Kirche in Zusammenhang stehe.

Daß in solchen Situationen der Versuch einer Ausgleichung bis zur Lächerlichkeit vergeblich sein müsse, wird kaum verkannt werden. Was aber

wird dem Gemüthe in der Wuth des religiösen Partheihasses übrig bleiben? Wird es sich retten können aus dem Zusammenstoß, in dem ohne Zweifel das Beste, die rein religiöse Empfindung, am meisten bedroht ist? Kaum, wenn nicht die letztere durch eine gesunde Nahrung so gekräftigt wird, daß sie unbeirrt und sicher in sich selbst beruhen lernt!

Und aus diesem Grunde machen wir auf die Schriften Channings aufmerksam. Channing war Prediger in Boston, wo er lange Jahre, bis zu seinem Tode, in einer großen Wirksamkeit, unter sehr bescheidenen Bedingungen des äußern Lebens, ein Muster geistlichen Thuns, gelebt hat. Sein Name, seither in seinem Vaterland Amerika, ist neuerdings auch in England durch seine Schriften zu hoher Geltung gekommen, und die Herren F. A. Schulze und Ad. Sydow in Berlin haben das verdienstvolle Werk übernommen, durch eine Uebersetzung\*) derselben auch in Deutschland jenen Namen zur Anerkennung zu bringen.

Das Bestreben, einen kastenmäßigen Priesterstand zu gebären, liegt in jeder Religion, und wehe der Religion des Volkes, welches nicht moralische und geistige Kraft genug besitzt, diesem Bestreben eine Grenze zu setzen. In der Bevölkerung der Vereinigten Staaten Amerika's liegt diese, durch die Entwicklung und staatliche Verfassung verbürgte Kraft, sie liegt in jedem Volke, in welchem das Denken mit dem Fühlen, dem innern und äußern Leben gegenüber in das gehörige Gleichgewicht versetzt sind; Sie geht Jenen ab, in denen das trockene Verstandeswesen, vorwaltend über dem natürlichen Drange des Herzens, welches gläubig hoffen will und jede Innigkeit frommen Gefühls erstickend, alles über sich und unter sich verneint, und nur das gelten läßt, was in seinem flachen Niveau steht (denn das eigensinnigste Verneinen hebt den verneinten Gegenstand nicht auf, und öffnet nur dem Widerspruche um so sicherer und erfolgreicher Thür und Thor); sie geht Jenen ab, welche in der Erschlaffung ihres Hirns den Regungen der Schwärmerei pietistisch nachzugehen geneigt sind, und willig in den Abgrund einer fremden Autorität hinabstürzen. Beide suchen absolute Freiheit, und finden das Gegentheil, absolute Knechtschaft. Die Ersten erzwingen, die Zweiten erschaffen sich eine Priesterkaste, welcher sie früher oder später zum Opfer fallen. Darum haben wir auch so wenig Lehrer des Wahren aufzuweisen, während die dogmatischen Eiferer um so leichter sich Bahn brechen, und gewiß von Jahr zu Jahr so mehr Feld gewinnen müssen, als eben der nackte Ver-

\*) Dr. W. G. Channings Werke. In Auswahl a. d. Engl. übers. von F. A. Schulze u. Ad. Sydow. Berlin, Herm. Schulze. 1850. 15 Bdn. (Bis jetzt sind erst 6 davon erschienen.)

stand selbst einmal strandend an den Klippen seiner eigenen Beschränktheit das Joch sucht, unter das er sich schmiegt. Dem Terrorismus jenes aber entgegenarbeiten, heißt die Sache der wahren Aufklärung fördern, und dieses ist es, was die wüthendsten Antagonisten der Orthodoxie vergessen hatten und stets verfehlen werden. Dieß ist es auch was Channing, den Lehrer, nicht bloß seiner kleinen Gemeinde, sondern seines ganzen Volkes, so hoch erhebt. Mit inniger Tiefe und zarter Sinnigkeit deutet er uns die Natur unsrer Seele, wie die Göttlichkeit der Schöpfung, als deren Krone er jene erkennt; das Geheimniß der frommen, ehrfurchtsvollen Gottempfindung, das sich uns allseitig von Außen und Innen aufdringt; die wunderbare Größe unseres Religionsstifters, in welcher er den Nimbus der Göttlichkeit nachweist, ohne ihn theoretisch zu zergliedern, oder dogmatisch zu beweisen: und dieß Alles ohne frömmelnde Marktschreierei, ohne sentimentales Schwärmen, klar und einfach, in der Sprache des begeisterten Volkslehrers. Und so führt er aus der greiflichen Erscheinung der Natur in die unbegreifliche der Offenbarung hinüber. Aber nicht um in ihr verweilend sich einz- und festzubauen, sondern um dann sogleich, auf diesem erhabenen Standpunkt angekommen, von da aus auf die Welt niederzuschauen, und sie mit freieren, leuchtenderen Blicken zu umfassen. Denn nachdem der Drang der Wahrheit ihn zur Erkenntniß eines ewig Schö-

nen geführt hat, hält er dieses Schöne fest, und trägt es ins Leben über. Eine christlich-mystische Ascetik ist ihm daher fremd. Vielmehr weist er selbst auf einen klaren Lebensgenuß hin. Tanz, Theater und andere gesellige Vergnügungen werden von ihm empfohlen, alle Künste stellt er unter den Schutz seiner Nation und seiner Anhänger: denn in jenen erkennt er das, was ihre ewig große Wirksamkeit ausmacht, die göttliche Gewalt des Plastisch-Schönen, welche er selbst dem Christenthume einzuimpfen sucht. In diesem Sinne geschieht es auch, daß er den sogenannten praktischen Sinn seines Volkes von der politischen Partheisucht und dem krassen Geldmaterialismus abmahnt, daß er die geistige Fortbildung Erwachsener zu betreiben empfiehlt, daß er eine Hebung der arbeitenden Klassen fordert, daß er der Literatur in Vers und Prosa, selbst im hohen Alter noch, ein begeistertes Wort redet. So mitten im Leben stehen, der Läuterung des Lebens um sein selbst willen Bahn brechen, das Gemüth aufschließen für Alles, was sich ihm so reich beglückend aufdrängt, und so es waffnen gegen die nicht minder aufdringliche Masse des Schmerzes und Uebels — dieß erkennt er als seinen Beruf. Niemand wird seine Werke, wenn er sie einmal zu lesen begann, ohne sie lieb gewonnen zu haben und ohne dankende Ehrerbietung wegzulegen.

H. Werner.

## Feuilleton.

**Genügsamkeit.** Ein Chorist wurde Nachts noch aus dem Bette gerufen, um ein Ständchen mitzusingen. Er öffnete das Fenster und rief hinunter: „Nicht um eine Million!“ „Machen Sie keine Narrenpossen,“ antworteten die Untenstehenden „der Mann bekommt einen Kronthalер!“ — „Ja, dann läßt sich hören!“ — und in wenigen Augenblicken war der Chorist da.

**Nicolaus Lenau.** Die Verwandten Nicolaus Lenau's lassen im Frühjahr auf dessen Grab-

stätte in Weidling bei Klosterneuburg eine granitene Pyramide errichten; sie wird mit dem in Erz gegossenen Brustbilde des Dichters, das der Bildhauer Hirschhäuter vollendet hat, geschmückt sein.

**Californien.** Nach den neuesten Berichten, die man jetzt hat, betrug die Ausbeute an Gold im vorigen Jahre in Californien 48 Millionen Dollars. Die Stadt Francisco zählt bereits 35,000 Einwohner.

## Anzeige.

So eben erschien bei Herrmann Fritzsche in Leipzig, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:  
**Heimgebrachtes.** Gedichte von Hugo Goering. VIII und 102 S. — Preis 15 Ngr.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.  
In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.